

NORA ROBERTS

Schattenmond



Weltbild

Schattenmond

Die Schatten-Trilogie

Band 1: Schattenmond

Band 2: Schattendämmerung

Band 3: Schattenhimmel

Nora Roberts wurde 1950 in Maryland, USA geboren. Ihren ersten Roman veröffentlichte sie 1981. Inzwischen zählt sie zu den meistgelesenen Autorinnen der Welt. Ihre Bücher haben eine weltweite Gesamtauflage von 500 Millionen Exemplaren überschritten. Mehr als 195 Titel waren auf der New-York-Times-Bestsellerliste, und ihre Bücher erobern auch in Deutschland immer wieder die Bestsellerlisten. Nora Roberts hat zwei erwachsene Söhne und lebt mit ihrem Mann in Maryland.

Besuchen Sie die Autorin auf www.noraroberts.com

Nora Roberts

Schattenmond

Roman

Aus dem Amerikanischen von
Heinz Tophinke

Weltbild

Die amerikanische Originalausgabe erschien 2017 unter dem Titel
YEAR ONE (Chronicles of The One, Book 1) bei St. Martin's Press, New York



Besuchen Sie uns im Internet:
www.weltbild.de

Genehmigte Lizenzausgabe für Weltbild GmbH & Co. KG,
Ohmstraße 8a, 86199 Augsburg
Copyright der Originalausgabe © 2017 by Nora Roberts Publishing by
Arrangement with Eleanor Wilder
Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 2018 by Wilhelm Heyne Verlag,
München in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,
Neumarkter Straße 28, 81673 München
Übersetzung: Heinz Tophinke
Umschlaggestaltung: Johannes Frick, Neusäß
Umschlagmotiv: © Johannes Frick unter Verwendung eines Motivs von iStock
(© kokophoto)
Satz: Datagroup int. SRL, Timisoara
Druck und Bindung: CPI Moravia Books s.r.o., Pohorelice
Printed in the EU
ISBN 978-3-98507-567-6

*Für Logan,
für den Rat*

Inhalt

ERSTER TEIL

Das Verderben 9

ZWEITER TEIL

Flucht. 119

DRITTER TEIL

Überleben 223

VIERTER TEIL

Aus der Finsternis ans Licht 441

ERSTER TEIL

Das Verderben

Es ist die leise, schwache Stimme,
auf die die Seele hört,
nicht das betäubende Getöse des Untergangs.

– *William Dean Howells*

Kapitel 1

Dumfries, Schottland

Als Ross MacLeod abdrückte und den Fasan herunterholte, konnte er nicht ahnen, dass er damit sich selbst getötet hatte. Und Milliarden andere.

An einem kalten, feuchten Tag, dem letzten Tag des Jahres, das sein letztes werden sollte, ging er mit seinem Bruder und seinem Cousin zur Jagd, überquerte unter einem blassblauen Winterhimmel das unter seinen Schritten knackende, reifbedeckte Feld. Er fühlte sich gesund und fit, ein Mann von vierundsechzig Jahren, der dreimal die Woche zum Training ging und ein leidenschaftlicher Golfer war (was sich in einem Handicap von neun zeigte).

Mit seinem Zwillingbruder Rob hatte er in New York und London ein erfolgreiches Marketingunternehmen aufgebaut, das sie noch immer leiteten. Seine Frau, mit der er seit neununddreißig Jahren verheiratet war, und die Ehefrauen seines Bruders Rob und ihres Cousins Hugh waren in dem bezaubernden alten Farmhaus geblieben.

Die Frauen zogen es vor, am prasselnden offenen Kamin, in dem immer ein Kessel mit Wasser hing, zu kochen und zu backen und sich mit der bevorstehenden Silvesterparty zu befassen.

Die Männer stapften derweil gut gelaunt in ihren Gummistiefeln über den Acker.

Die MacLeod-Farm, seit mehr als zweihundert Jahren vom

Vater an den Sohn weitergegeben, war über achtzig Hektar groß. Hugh liebte sie fast so sehr, wie er seine Frau, seine Kinder und seine Enkel liebte. Im Osten zogen sich hinter dem Feld, über das sie schritten, ferne Hügel am Horizont entlang. Und nicht allzu weit im Westen wogte die Irische See.

Die Brüder unternahmen viele Reisen zusammen mit ihren Familien, doch der alljährliche Trip zur Farm war stets und für alle das Highlight. Als Jungen hatten sie im Sommer oft einen ganzen Monat auf der Farm verbracht, waren mit Hugh und seinem Bruder Duncan über die Felder gerannt – Duncan, der nun tot war, weil er sich dafür entschieden hatte, Soldat zu werden. Ross und Rob, die Jungen aus der Stadt, hatten sich immer für die Arbeit auf der Farm begeistert, die ihnen ihr Onkel Jamie und ihre Tante Bess aufgetragen hatten.

Sie hatten gelernt, zu angeln, zu jagen, Hühner zu füttern und Eier einzusammeln. Und sie hatten zu Fuß und auf dem Pferd Wald und Flur durchstreift.

Oft waren sie in dunklen Nächten aus dem Haus geschlichen und zu eben dem Feld gelaufen, über das sie nun gingen, um geheime Treffen abzuhalten und in dem kleinen Steinkreis, den die Einheimischen *sgiath de solas*, Schild des Lichts, nannten, die Geister zu beschwören.

Es war ihnen nie gelungen, und sie hatten auch nie die Geister oder Feen angetroffen, die nach der Überzeugung kleiner Jungen in den Wäldern hausten. Auch wenn Ross bei einem dieser mitternächtlichen Abenteuer, als die Luft komplett stillzustehen schien, einmal schwor, er habe eine dunkle Präsenz gespürt, das Rauschen von Flügeln gehört und sogar einen schlecht riechenden Atem wahrgenommen.

Und er habe gespürt – das ließ er sich nie ausreden –, dass dieser Atem in ihn eingedrungen sei.

In jugendlicher Panik war er wie wild aus dem Kreis geflohen und hatte sich dabei an einem Stein die Hand aufgekratzt.

Ein einziger Tropfen seines Blutes fiel auf die Erde.

Heute lachten und scherzten sie noch immer über jene längst vergangene Nacht und hielten diese Erinnerung hoch.

Als erwachsene Männer hatten sie ihre Frauen und dann ihre Kinder mit auf die Farm gebracht wie auf eine jährliche Wallfahrt, die am zweiten Weihnachtstag begann und am zweiten Januar endete.

Ihre Söhne und deren Frauen waren erst an diesem Morgen nach London abgereist, wo sie alle mit Freunden das neue Jahr begrüßen und sich noch einige Tage geschäftlich aufhalten würden. Nur Ross' Tochter Katie, die im siebten Monat mit Zwillingen schwanger war, war in New York geblieben.

Sie plante ein Wiedersehensdinner für ihre Eltern, das jedoch nie stattfinden würde.

An diesem erfrischenden letzten Tag des Jahres fühlte sich Ross MacLeod so fit und voller Freude wie der Junge, der er damals gewesen war. Er wunderte sich nur über die Krähen, die rufend über dem Steinring kreisten, und den kurzen Schauer, der ihm den Rücken hinablief. Doch gerade, als er ihn abschüttelte, erhob sich der Fasan, ein flirrendes Farbenspiel vor dem blassen Himmel, in die Luft.

Ross riss die Flinte Kaliber zwölf hoch, die ihm sein Onkel geschenkt hatte, als er sechzehn geworden war, und folgte dem Flug des Vogels. Womöglich juckte der Handballen ei-

nen Augenblick lang, den er sich damals, vor mehr als fünfzig Jahren, aufgescheuert hatte, oder pulsierte noch einen Moment.

Trotzdem ...

Er drückte ab.

Der Schuss zerriss die Stille, die Krähen kreischten auf, doch sie stoben nicht auseinander. Stattdessen löste sich eine aus der Gruppe, als wolle sie sich die Beute holen. Einer der Männer lachte, als der herabstoßende schwarze Vogel mit dem fallenden Fasan kollidierte.

Das tote Tier fiel genau in die Mitte des Steinkreises. Sein Blut besudelte den von Reif überzogenen Boden.

Rob legte eine Hand auf Ross' Schulter, die drei Männer grinsten, und einer von Hughs aufgeweckten Labradors rannte los, um den Vogel zu apportieren. »Hast du die verrückte Krähe gesehen?« Kopfschüttelnd lachte Ross noch einmal. »Die wird leider keinen Fasan zum Abendessen haben.«

»Aber wir«, sagte Hugh. »Das sind drei für jeden, genug für ein Festmahl.«

Die Männer sammelten ihre Vögel ein, und Rob zog einen Selfiestick aus seiner Tasche.

»Allzeit bereit.«

So posierten sie – drei Männer mit von der Kälte roten Wangen und alle drei mit den für die MacLeods typischen blauen Augen, bevor sie sich vergnügt auf den Weg zurück zur Farm machten.

Hinter ihnen sickerte das Blut des Vogels, wie von einer Flamme erhitzt, in den gefrorenen Boden ein. Und pulsierte, während der Schild zerbrach.

Die erfolgreichen Jäger marschierten vorbei an Feldern mit

Wintergerste, die sich im leichten Wind bewegte, und an Schafen, die auf einem Hügel grasten. Eine der Kühe, die Hugh zur Mast hielt, muhte träge.

Während sie so ausschritten, wähnte sich Ross einen zufriedenen Mann, der auf der Farm im Kreise seiner Lieben ein Jahr beendete und ein neues begann.

Rauch stieg aus den Kaminen des gedrungenen Steinhauses auf. Als sie näher kamen, rannten die Hunde – sie hatten ihr Tagwerk getan – voraus, rauften und spielten. Die Männer kannten die Regeln und hielten auf eine kleine Scheune zu.

Hughs Millie, eine Bauerstochter und nun selbst Bäuerin, war unnachgiebig, wenn es um das Säubern von erlegtem Wild ging. Deshalb machten sie sich auf einer Bank, die Hugh eigens für diesen Zweck gezimmert hatte, daran, das selbst zu erledigen.

Sie unterhielten sich – über die Jagd, das bevorstehende Abendessen –, und Ross trennte mit einer scharfen Schere die Flügel des Fasans ab. Er säuberte ihn, wie es ihm sein Onkel beigebracht hatte. Einige Teile würden für eine Suppe Verwendung finden; sie wanderten in eine dicke Plastiktüte für die Küche. Andere landeten zur Entsorgung in einer weiteren Tüte.

Rob hob einen abgetrennten Kopf hoch und krächzte laut. Ross musste unwillkürlich lachen. Er schaute zu ihm hinüber und verletzte sich an einem gesplitterten Knochen den Daumen.

»Mist«, murmelte er und versuchte, mit dem Zeigefinger das Blut zu stoppen.

»Solltest du eigentlich wissen, dass man da aufpassen muss«, meinte Hugh leicht spöttisch.

»Jaja. Bin halt ein alter Trottel.« Als er die Haut zurückschob, vermischte sich das Blut des Vogels mit seinem.

Nach getaner Arbeit wuschen sie die Vögel in eisigem Wasser aus dem Brunnen und brachten sie ins Haus.

Die Frauen saßen in der großen Bauernküche, wo es herrlich nach Gebackenem roch und die Wärme des Feuers im Kamin Gemütlichkeit verbreitete.

Es kam Ross alles so anheimelnd vor – eine perfekte Szene, die sein Herz berührte. Er legte seine Vögel auf die breite Anrichte und umarmte seine Frau mit einer großen Geste, die sie zum Lachen brachte.

»Die Rückkehr der Jagdgenossen.« Angie gab ihm einen raschen, schmatzenden Kuss.

Hughs Millie mit ihrer hochgesteckten roten Lockenmähne begutachtete die Vögel und nickte anerkennend. »Genug für den Festbraten, und für die Party reicht es auch noch. Vielleicht sollten wir Fasanenpastetchen mit Walnuss machen. Ich weiß noch, dass du die gern magst, Robbie.«

Der klopfte sich grinsend auf sein Bäuchlein. »Vielleicht sollte ich losgehen und noch ein paar holen, damit die anderen auch alle was abbekommen.«

Robs Frau, Jayne, bohrte ihm einen Finger in den Bauch. »Da du allmählich etwas dick wirst, solltest du dir dein Essen erst verdienen müssen.«

»Genau«, stimmte Millie zu. »Hugh, du und die Jungs schafft den langen Tisch in die große Stube. Bringt auch die Spitzendecke meiner Mutter und die festlichen Kerzenständer mit. Und stellt noch ein paar Stühle aus dem Kämmerchen dazu.«

»Ganz egal, wo wir sie hinstellen, du willst sie ja doch wieder anderswo haben.«

»Dann fangt am besten gleich damit an.« Millie beugte die Vögel und rieb sich die Hände. »Gut, Ladys, schmeißen wir die Männer raus und widmen uns dem Essen.«

Sie bekamen ihr Festmahl, gebratenen wilden Fasan, gewürzt mit Estragon und gefüllt mit Orangen, Äpfeln, Schalotten und Salbei, auf einem Bett aus Karotten, Kartoffeln und Tomaten. Dazu Erbsen, gutes dunkles Brot aus dem Backofen und Bauernbutter.

Eine glückliche Familie, gleichermaßen befreundet und verwandt, genoss das letzte Essen des Jahres mit zwei Flaschen Champagner, die Ross und Angie zu diesem Anlass aus New York mitgebracht hatten.

Ein leichter, feiner Schnee wehte draußen vor den Fenstern, als sie abräumten, spülten, es sich in der Wärme gemütlich machten und sich auf die bevorstehende Party freuten.

Kerzen brannten, Feuer prasselten, noch mehr Essen – schon seit zwei Tagen vorbereitet – wurde auf den Tischen verteilt. Wein und Whiskey und Sekt. Traditionelle Kräuterliköre mit Scones und Haggis und Käse für die Silvesterfeier.

Einige Nachbarn und Freunde kamen früh, noch vor Mitternacht, um zu essen, zu trinken und zu plaudern und um zur Musik von Dudelsack und Fiedel mit den Füßen zu wippen. Das Haus füllte sich mit Klängen und Liedern, bis die alte Wanduhr die Mitternachtsstunde verkündete.

Mit dem letzten Schlag starb das alte Jahr, und das neue wurde mit Jubel, Küssen und der alten schottischen Weise »Auld Lang Syne« begrüßt. Ross strömte vor Freude und Rührung das Herz über; er hielt Angie an sich gedrückt und hängte sich mit dem anderen Arm bei seinem Bruder ein.

Am Ende des Liedes, als die Gläser erhoben wurden, ging plötzlich die Haustür weit auf.

»Der erste Besucher am Neujahrsmorgen!«, rief jemand.

Ross blickte zur Tür in der Erwartung, einer der Frazier-Jungs oder vielleicht Delroy MacGruder würde kommen. Alles dunkelhaarige, gutmütige Jungen, die ihrer Tradition folgten. Einer von ihnen musste der Erste sein, der im neuen Jahr das Haus betrat, denn das brachte Glück.

Aber alles, was hereinfegte, waren der Wind, der feine Schnee und das tiefe Dunkel über dem Land.

Ross stand der Tür am nächsten, und so ging er hinaus und sah sich um. Den Schauer, der ihn durchlief, schrieb er dem tosenden Wind zu und einer eigenartig stehenden Stille unter dem Wind.

Als ob die Luft den Atem anhielte.

War da ein Rauschen von Flügeln, ein langer Schatten – dunkel über der Dunkelheit?

Mit einem zweiten raschen Schauer trat Ross MacLeod wieder ins Haus; ein Mann, der sich nie mehr an einem Fest erfreuen oder ein neues Jahr willkommen heißen sollte. Und wurde so der erste Besucher am Neujahrsmorgen.

»Die Tür ist wohl von allein aufgesprungen«, meinte er und schloss sie wieder.

Noch immer fröstelnd, trat er ans Feuer, hielt die Hände über die Flamme. Eine alte Frau saß neben dem Kamin, den Schal fest um sich geschlagen, ihr Stock lehnte am Stuhl. Er kannte sie; es war die Uroma der jungen Frazier-Buben.

»Kann ich Ihnen einen Whiskey bringen, Mrs Frazier?«

Sie streckte ihm eine dünne, von Altersflecken übersäte Hand entgegen und ergriff die seine mit überraschender

Kraft, als er sie ihr reichte. Ihre dunklen Augen bohrten sich in ihn.

»Es steht schon so lang geschrieben, dass es die meisten vergessen haben.«

»Was denn?«

»Der Schild wird zerbrochen, der Stoff zerrissen, durch das Blut der Tuatha de Danann. Jetzt kommen das Ende und der Kummer, der Streit und die Furcht – der Anfang und das Licht. Hätte nie gedacht, dass ich das noch erlebe.«

Ross legte seine Hand auf ihre, sanft, voller Nachsicht. Er wusste, manche hielten sie für eine Art Hellseherin. Andere einfach für eine alte Tattergreisin. Doch der Schauer packte ihn wieder, traf ihn in die Basis der Wirbelsäule wie ein Eispickel.

»Es beginnt mit dir, Kind der Alten.«

Ihr Blick verdunkelte sich, die Stimme sank, jagte einen neuerlichen Angstschauer seinen Rücken hinab.

»Jetzt erhebt sich zwischen dem Entstehen und dem Vergehen der Zeit die Kraft – die dunkle wie die helle – aus dem langen Schlummer. Jetzt beginnt die blutgetränkte Schlacht zwischen ihnen. Und mit den Blitzen und den Geburtswehen einer Mutter kommt Die Eine, die das Schwert schwingt. Die Gräber sind viele, und das erste ist deins. Der Krieg ist lang, und kein Ende steht geschrieben.«

Mitleid trat in ihre Züge, ihre Stimme wurde noch einmal dünner, die Augen jedoch klarer. »Aber dich trifft keine Schuld, und Segnungen kommen, wenn Magier nach langer Zeit wieder aus dem Schatten treten. Auf die Tränen kann Freude folgen.«

Mit einem Seufzer drückte sie leicht seine Hand. »Ich nehm einen Whiskey, und vielen Dank auch.«

»Aber gern.«

Ross sagte sich, es sei dumm, sich von diesen unsinnigen Worten oder ihrem bohrenden Blick erschüttern zu lassen. Aber er musste sich erst einmal setzen, ehe er ihr den Whiskey einschenkte – und einen zweiten für sich selbst.

Auf ein kräftiges Klopfen an der Haustür hin verstummte der Raum vor Anspannung. Hugh öffnete, und einer der Frazier-Jungs stand da – welcher, das wusste Ross nicht –, der mit Applaus und Freude begrüßt wurde, als er breit grinsend und mit einem Laib Brot im Arm eintrat.

Auch wenn die Zeit, um Glück zu bringen, bereits verstrichen war.

Dennoch, bis die letzten Gäste gegen vier Uhr morgens gegangen waren, hatte Ross sein Unbehagen vergessen. Vielleicht trank er ein wenig zu viel, aber in dieser Nacht war Feiern angesagt, und er musste ja nur die Treppe hinauf ins Bett.

Angie legte sich zu ihm – nichts konnte sie davon abhalten, sich abzuschminken und ihre Nachtcreme aufzutragen – und seufzte.

»Frohes Neues Jahr, Baby«, murmelte sie.

Er legte im Dunkel einen Arm um sie. »Frohes Neues Jahr, Baby.«

Und Ross schlief ein, verfiel in Träume von einem blutigen Fasan, der in dem kleinen Steinkreis auf die Erde schlug, von Krähen mit schwarzen Augen, die so zahlreich am Himmel kreisten, dass sie die Sonne verdunkelten. Vom Wind, der heulte wie ein Wolf, von bitterer Kälte und sengender Hitze. Vom Weinen und Klagen, vom Dröhnen und Läuten, welches das Verstreichen der Zeit verkündet.

Und einer plötzlichen, schrecklichen Stille.

Er wachte erst lang nach Mittag auf, mit heftigen Kopfschmerzen und einem verstimmtten Magen. Den Kater hatte er sich verdient, also zwang er sich aufzustehen, tastete sich ins Bad und suchte nach Aspirin im Kulturbeutel seiner Frau.

Er nahm vier Tabletten und trank zwei Glas Wasser in dem Versuch, das Kratzen in seinem Hals zu lindern. Er versuchte es mit einer heißen Dusche, woraufhin er sich ein wenig besser fühlte, zog sich an und ging hinunter.

Am Küchentisch saßen die anderen bei Eiern, Bacon, Scones und Käse. Der Geruch, weniger der Anblick, des Essens ließ ihn unelegant aufstoßen.

»Da bist du ja«, begrüßte ihn Angie mit einem Lächeln, legte den Kopf schräg und musterte ihn unter ihrem blonden Pony hervor. »Du siehst mitgenommen aus, mein Lieber.«

»Du wirkst wirklich ein wenig angeschlagen«, pflichtete ihr Millie bei und stand auf. »Setz dich, ich hol dir was zu trinken.«

»Ein Ingwertee hilft immer«, schlug Hugh vor. »Das ist das einzig Wahre für den Morgen danach.«

»Wir haben alle ganz schön über den Durst getrunken.« Rob nahm einen Schluck Tee. »Ich bin auch nicht recht auf dem Damm. Aber das Essen hat mir gutgetan.«

»Das lasse ich für den Moment lieber bleiben.« Ross nahm den Ingwertee, den Millie ihm reichte, bedankte sich und nippte vorsichtig daran. »Ich glaube, ich gehe ein wenig an die frische Luft und lasse mir den Kopf durchpusten. Und um mich daran zu erinnern, dass ich zu alt bin, um bis in den frühen Morgen zu bechern.«

»Das hast *du* gesagt.« Und obwohl auch er etwas blass wirkte, biss Rob in ein Brötchen.

»Immerhin bin ich dir noch immer vier Minuten voraus.«

»Drei Minuten dreiundvierzig Sekunden.«

Ross schlüpfte in seine Gummistiefel und zog eine warme Jacke an. Mit Rücksicht auf seinen kratzigen Hals schlang er auch einen Schal um den Nacken und setzte eine Mütze auf. Und dann ging er mit seiner Teetasse in die kalte, frische Luft hinaus.

Er schlürfte den heißen Tee, begann zu laufen, und Bilbo, der schwarze Labrador, gesellte sich zu ihm. Er ging ein langes Stück und beschloss, sich nun stabiler zu fühlen. Ein Kater mochte etwas Ekelhaftes sein, aber er dauerte nicht ewig. Und er würde in seinen letzten Stunden in Schottland nicht darüber grübeln, dass er zu viel Whiskey und Wein getrunken hatte.

Einen belebenden Spaziergang querfeldein mit einem guten Hund an der Seite konnte man sich schließlich nicht von einem blöden Kater vermiesen lassen.

Kurz darauf fand er sich auf demselben Feld wieder, auf dem er bei der Jagd den letzten Fasan heruntergeholt hatte, und ging auf den kleinen Steinkreis zu, in den der Vogel gefallen war.

War das sein Blut auf dem winterbleichen Gras unter der dünnen Schneeschicht? War es tatsächlich schwarz?

Er wollte nicht näher hin, wollte es nicht sehen. Als er sich abwandte, vernahm er ein Rascheln.

Der Hund knurrte leise, tief in der Kehle, als sich Ross umdrehte und auf das Gehölz aus knorrigen alten Bäumen am Rand des Feldes startete. Da ist etwas, dachte er mit einem kalten Schaudern. Er meinte zu hören, wie etwas sich bewegte. Konnte ein Rascheln hören.

Bloß ein Reh, dachte er. Ein Reh oder ein Fuchs. Vielleicht auch ein Wanderer.

Doch Bilbo fletschte die Zähne, und seine Nackenhaare stellten sich auf.

»Hallo?«, rief Ross, hörte jedoch nichts als ein leises Rascheln, wie von einer Bewegung.

»Der Wind«, sagte er bestimmt. »Das ist bloß der Wind.«

Und wusste dennoch, genau wie der Junge von einst, dass es das nicht war.

Er trat ein paar Schritte zurück, suchte die Bäume ab.
»Komm, Bilbo. Komm, wir gehen nach Hause.«

Er machte kehrt und schritt rasch fort, mit einem beklemmenden Gefühl in der Brust. Als er zurückblickte, sah er, dass der Hund noch immer steifbeinig und mit gesträubtem Fell dastand.

»Bilbo! Komm jetzt!« Ross klatschte in die Hände.

»Sofort!«

Der Hund sah ihn an, und für einen Moment waren seine Augen fast wölfisch, wild und wütend. Dann kam er mit hängender Zunge artig auf Ross zugetrabt.

Bis zum Rand des Feldes legte Ross ein kräftiges Tempo vor. Er streichelte den Hund am Kopf – wobei seine Hand leicht zitterte. »Okay, wir sind zwei Vollidioten. Aber wir werden nie ein Wort darüber verlieren.«

Seine Kopfschmerzen hatten etwas nachgelassen, als er zu Hause ankam, und sein Magen schien sich so weit beruhigt zu haben, dass er etwas Tee mit Toast zu sich nehmen konnte.

Überzeugt davon, dass das Schlimmste schon vorüber war, setzte er sich mit den anderen Männern vor den Fernseher, um ein Spiel zu verfolgen, verfiel dabei aber immer wieder in dunkle Traumsequenzen.

Das Nickerchen half dennoch, und die einfache Suppe zum Abendessen schmeckte einfach himmlisch. Er packte sein Reisegepäck und Angie das ihre.

»Ich werde heute früh zu Bett gehen«, ließ er sie wissen.
»Bin doch ziemlich fertig.«

»Du siehst ... irgendwie geknickt aus.« Angie tätschelte seine Wange. »Hast womöglich ein wenig Temperatur.«

»Ich fürchte, bei mir ist eine Erkältung im Anzug.«

Mit einem kurzen Nicken ging sie ins Badezimmer und suchte nach etwas, bevor sie mit zwei grellgrünen Tabletten und einem Glas Wasser zurückkam.

»Nimm die und leg dich ins Bett. Die sind gut gegen Erkältung und helfen auch beim Einschlafen.«

»Du denkst einfach an alles.« Er schluckte die Pillen. »Sag den anderen, ich sehe sie morgen früh.«

»Schlaf jetzt ein bisschen.«

Sie deckte ihn warm zu, und er musste lächeln. Dann küsste sie ihn auf die Stirn.

»Vielleicht ein bisschen Fieber.«

»Ich werd mich ausschlafen.«

»Ja, mach das.«

* * *

Am Morgen glaubte er, genau das getan zu haben. Doch er war nicht wirklich auf der Höhe – dieser dumpfe, bohrende Kopfschmerz war wieder da, und er hatte beinahe Durchfall –, aber er bekam ein gutes Frühstück mit Porridge und starkem schwarzem Kaffee.

Ein letzter Spaziergang und das Beladen des Wagens da-

nach brachten seinen Kreislauf in Schwung. Er umarmte zuerst Millie, dann Hugh.

»Kommt im Frühjahr nach New York.«

»Ja, vielleicht. Unser Jamie kann hier schon ein paar Tage ohne uns klarkommen.«

»Grüßt ihn von uns.«

»Machen wir. Er wird wahrscheinlich bald heimkommen, aber ...«

»Wir müssen unseren Flieger kriegen.« Rob umarmte die beiden.

»Oh, ich werde euch vermissen«, sagte Millie, während sie die beiden Frauen an sich drückte. »Guten Flug, kommt gesund nach Hause!«

»Besucht uns!«, rief Angie beim Einsteigen. »Alles Liebe!« Sie warf ihnen eine Kusshand zu, und dann fuhren sie zum letzten Mal von der Farm der MacLeods weg.

Sie gaben den Mietwagen zurück und infizierten, ohne es zu wissen, den Angestellten und den Geschäftsmann, der ihn als Nächster mietete. Sie infizierten den Gepäckträger, der sich ihrer Koffer annahm, als sie ihm das Trinkgeld aushändigten. Bis sie die Sicherheitskontrolle erreichten und passierten, war die Infektion leicht an zwei Dutzend Menschen weitergegeben.

Weitere folgten in der First Class Lounge, wo sie Bloody Marys tranken und Augenblicke ihres Urlaubs Revue passieren ließen.

»Es wird Zeit, Jayne.« Rob stand auf, umarmte seinen Bruder und klopfte ihm auf den Rücken, drückte Angie und küsste sie auf die Wange. »Wir sehen uns nächste Woche.«

»Halt mich mit dem Colridge-Bericht auf dem Laufenden«, sagte Ross zu Rob.

»Werde ich. Wir haben nur einen kurzen Flug nach London. Falls du irgendwas wissen musst, hast du es, wenn ihr in New York landet. Schlaft ein wenig im Flugzeug. Du bist noch immer ziemlich blass.«

»Du schaust auch nicht gerade blendend aus.«

»Ich werde schon wieder«, entgegnete Rob, griff mit einer Hand nach seiner Aktentasche und salutierte mit der anderen rasch seinem Zwillingbruder. »Ab über den großen Teich, Brüderchen.«

Rob und Jayne MacLeod brachten das Virus nach London. Auf dem Weg dahin gaben sie es weiter an Passagiere, die Paris, Rom, Frankfurt, Dublin und andere Ziele ansteuerten. In Heathrow ging der Infekt, der als *Das Verderben* bekannt werden sollte, auf Passagiere über, die nach Tokio und Hongkong flogen, nach Los Angeles, Washington, D.C. und Moskau.

Der Fahrer, der sie zu ihrem Hotel brachte, ein Vater von vier Kindern, nahm ihn mit nach Hause und weihte beim Abendessen seine gesamte Familie dem Untergang.

Die Empfangschefin des Dorchester checkte sie bestens gelaunt ein. Sie *fühlte* sich bestens. Schließlich wollte sie am nächsten Morgen für eine ganze Woche in den Urlaub auf die Bahamas fliegen.

Sie nahm das Verderben mit.

Am Abend, als sie bei Drinks und zum Dinner mit ihrem Sohn und ihrer Schwiegertochter, ihrem Neffen und dessen Frau zusammensaßen, verteilten sie den Tod an weitere Mitglieder der Familie und gaben ihn neben einem großzügigen Trinkgeld auch an den Kellner weiter.

In jener Nacht schrieb Rob seinen rauen Hals, seine Müdigkeit und Übelkeit einem Bazillus zu, den er sich von seinem Bruder eingefangen hatte – womit er nicht unrecht hatte –, und nahm etwas gegen Erkältung ein, um schlafen zu können.

Auf dem Flug über den Atlantik wollte sich Ross in ein Buch vertiefen, doch er konnte sich nicht konzentrieren. Er versuchte es mit Musik in der Hoffnung, so einschlafen zu können. Neben ihm entspannte sich Angie bei einem Film, einer romantischen Komödie so leicht und seicht wie der Sekt in ihrem Glas.

Auf halbem Weg, mitten über dem Ozean, wachte er von einem heftigen Hustenanfall auf. Angie fuhr erschreckt hoch und klopfte ihm auf den Rücken.

»Ich besorge dir ein Glas Wasser«, begann sie, doch er hielt kopfschüttelnd eine Hand hoch.

Er fummelte an seinem Gurt herum, bis er offen war, und stand auf, um auf die Toilette zu eilen. Die Kloschüssel mit den Händen umklammernd, hustete er dicken gelben Schleim hoch, der brennend direkt aus seiner gequälten Lunge zu kommen schien. Selbst beim bloßen Versuch, Atem zu holen, musste er erneut husten.

Als er noch mehr Schleim auswarf und dazu ein wenig brechen musste, hatte er einen albernen Gedanken an Ferris Bueller aus dem Film *Ferris macht blau*.

Dann ließ ihm ein heftiger, stechender Krampf kaum mehr Zeit, die Hose herunterzulassen. Jetzt hatte er das Gefühl, seine ganzen Gedärme würden nach außen gestülpt, und gleichzeitig brach ihm im Gesicht der Schweiß aus. Benom-

men drückte er eine Hand an die Wand und schloss die Augen, während sich sein Körper brutal entleerte.

Als die Krämpfe nachließen, die Benommenheit verging, hätte er vor Erleichterung weinen können. Erschöpft säuberte er sich, spülte sich mit der Mundspülung am Waschbecken den Mund, spritzte sich kühles Wasser ins Gesicht. Und fühlte sich besser.

Er studierte sein Gesicht im Spiegel, räumte ein, noch immer etwas hohläugig zu wirken, meinte aber auch, ein wenig besser auszusehen. Er beschloss, dass er diesen hässlichen Bazillus – welchen auch immer –, der in ihn gekrochen war, verjagt hatte.

Als er die Toilette verließ, warf ihm die Flugbegleiterin einen ernsten Blick zu. »Ist alles in Ordnung, Mr MacLeod?«

»Ich denke schon.« Etwas verlegen verbarg er sich hinter einem Zwinkern und einem Scherz. »Zu viel Haggis.«

Sie lachte verbindlich, nicht ahnend, dass sie in weniger als zweiundsiebzig Stunden genauso heftig erkrankt sein würde.

Er ging zurück zu Angie, ließ sich neben ihr auf den Fensterplatz sinken.

»Alles okay, Baby?«

»Ja, ja. Ich glaube schon.«

Nach einem kritischen Blick rieb sie seine Hand. »Du hast wieder etwas Farbe. Möchtest du einen Tee?«

»Vielleicht. Ja.«

Er nippte an seinem Tee und fand seinen Appetit genügend angeregt, um ein wenig von dem Hühnchen mit Reis auf der Speisekarte zu probieren. Eine Stunde vor der Landung hatte er einen erneuten Anfall mit Husten, Erbrechen und Durchfall, der ihm aber schwächer vorkam als der erste.

Mit Angies Hilfe schaffte er es durch den Zoll, die Passkontrolle und konnte gerade noch den Gepäckwagen bis zu dem wartenden Angestellten ihres Fahrdienstes schieben.

»Schön, Sie zu sehen! Lassen Sie mich das machen, Mr MacLeod.«

»Danke, Amid.«

»Wie war Ihre Reise?«

»Ganz wunderbar«, antwortete Angie, während sie sich durch die Massen des Kennedy-Airports quälten. »Aber Ross geht es nicht so gut. Er hat sich unterwegs was eingefangen.«

»Tut mir leid, das zu hören. Wir bringen Sie so schnell wie möglich nach Hause.«

Für Ross verging die Heimfahrt in dumpfer Erschöpfung: der Weg durch den Flughafen zum Wagen, das Einladen des Gepäcks, der Flughafen-Verkehr, die Fahrt nach Brooklyn, schließlich das hübsche Haus, in dem sie zwei Kinder großgezogen hatten.

Einmal mehr überließ er die Details Angie und war froh über ihren Arm um seine Hüfte, mit dem sie ihn nach oben führte und ihn dabei etwas stützte.

»Ab ins Bett mit dir.«

»Hab ich nichts dagegen, aber erst möchte ich noch duschen. Ich habe das Gefühl ... eine Dusche zu brauchen.«

Sie half ihm, sich auszuziehen, was er als eine unglaubliche Zärtlichkeit empfand. Er lehnte den Kopf an ihre Brust.
»Was würde ich ohne dich bloß tun?«

Die Dusche fühlte sich himmlisch an; danach glaubte er, das Schlimmste ganz sicher überstanden zu haben. Als er aus dem Bad kam und sah, dass sie das Bett aufgedeckt und da-

neben eine Flasche Wasser, ein Glas Ginger Ale und sein Telefon bereitgelegt hatte, stiegen ihm tatsächlich vor Dankbarkeit Tränen in die Augen.

Sie ließ die Rollos an den Fenstern herunter. »Trink etwas Wasser oder Ginger Ale, damit du nicht dehydriert. Und wenn es dir morgen nicht besser geht, dann bringe ich dich zum Arzt.«

»Geht schon besser«, behauptete er, gehorchte jedoch und trank von dem Ginger Ale, ehe er sich selig ins Bett gleiten ließ.

Sie deckte ihn sorgsam zu und legte eine Hand auf seine Stirn. »Du hast definitiv Fieber. Ich hole das Thermometer.«

»Später«, sagte er. »Lass mich erst ein paar Stunden schlafen.«

»Gut, ich bin unten.«

Er schloss die Augen und seufzte. »Ich brauche nur ein bisschen Schlaf in meinem eigenen Bett.«

Sie ging hinunter, holte ein Hühnchen aus dem Gefrierschrank und hielt es unter kaltes Wasser, um das Auftauen zu beschleunigen. Sie würde einen großen Topf Hühnersuppe kochen, ihr Heilmittel für alles. Sie wollte auch selbst etwas davon, denn sie war hundemüde und hatte hinter Ross' Rücken selbst schon etwas Medizin gegen ihren rauen Hals genommen.

Er musste sich ja nicht auch noch Sorgen um sie machen, wenn es ihm so schlecht ging. Außerdem war sie von Natur aus robuster als Ross; wahrscheinlich würde es vorbei sein, bevor sich das Unwohlsein richtig festsetzen konnte.

Während der Arbeit sprach sie mit laut gestelltem Telefon mit ihrer Tochter Katie. Sie plauderten fröhlich, während Angie das kalte Wasser laufen ließ und sich Tee machte.

»Ist Dad in der Nähe? Ich möchte ihm Hallo sagen.«

»Er schläft. Er hat sich an Neujahr etwas eingefangen.«

»Oh, nein!«

»Keine Sorge. Ich mache schon Hühnersuppe. Bis wir am Samstag zum Essen kommen, ist er wieder wohlauf. Wir können es kaum erwarten, dich und Tony zu sehen. Oh, Katie, ich habe ein paar wunderschöne Sachen für die Babys gefunden! Ein paar ganz süße Anzihsachen. Du wirst sehen. Aber ich muss jetzt aufhören.« Beim Sprechen tat ihr der Hals höllisch weh. »Wir sehen uns in ein paar Tagen. Und kommt nicht hierher, Katie, im Ernst. Dein Dad ist wahrscheinlich ansteckend.«

»Sag ihm bitte, ich hoffe, dass es ihm bald besser geht, und er soll mich anrufen, wenn er aufwacht.«

»Mache ich. Hab dich lieb, meine Süße.«

»Ich dich auch.«

Angie schaltete den Fernseher in der Küche ein, um ein wenig Ablenkung zu haben, und beschloss, ein Glas Wein würde ihr besser schmecken als Tee. Das Hühnchen landete im Topf, dann schaute sie kurz nach oben zu ihrem Mann. Beruhigt, da er leise schnarchte, ging sie wieder nach unten und begann, Kartoffeln und Karotten zu schälen und Sellerie aufzuschneiden.

Sie konzentrierte sich auf die Arbeit, beachtete das Fernsehprogramm nicht wirklich und ignorierte verbissen den Kopfschmerz, der sich zunehmend hinter ihren Augen zusammenbraute.

Sobald es Ross besser ging und das Fieber aufhörte, würde sie ihn vom Schlafzimmer ins Wohnzimmer herunterholen. Und bei Gott, sie würde selbst in einen Pyjama schlüpfen,

denn auch sie fühlte sich ganz schön mies. Dann würden sie sich aneinanderkuscheln, Hühnersuppe essen und fernsehen.

Sie kochte die Suppe, schnitt das Fleisch in nicht zu kleine Stücke, gab das Gemüse, die Kräuter, Gewürze und ihre eigene Gemüsebrühe dazu.

Dann stellte sie eine niedrige Kochstufe ein, ging wieder nach oben und schaute nach Ross. Da sie ihn nicht stören, aber in seiner Nähe bleiben wollte, schlich sie ins ehemalige Zimmer ihrer Tochter, nun das der Enkel, wenn sie zu Besuch kamen. Und stürzte anschließend ins Gästebad, um die Pasta zu erbrechen, die sie im Flugzeug gegessen hatte.

»Verdammt, Ross, *was* hast du dir da bloß eingefangen?«

Sie holte das Thermometer, schaltete es ein, steckte es ins Ohr. Und starrte, als es piepste, entsetzt auf die Anzeige: 38,5.

»Also Hühnersuppe im Bett für uns beide.«

Aber erst einmal nahm sie ein paar Schmerztabletten, ging hinunter und schenkte sich ein Glas Ginger Ale mit Eis ein. Stahl sich dann ins gemeinsame Schlafzimmer, um ein Sweatshirt und eine Flanellhose zu holen – dazu dicke Socken, weil sie spürte, dass sie Schüttelfrost bekam. Im anderen Zimmer zog sie sich um, legte sich hin und raffte den hübschen Plaid um sich, der gefaltet am Fußende des Bettes lag. Innerhalb von Sekunden war sie in einen unruhigen Schlaf verfallen.

Und träumte von schwarzen Blitzen und schwarzen Vögeln, einem Fluss voll brodelndem rotem Wasser.

Als sie aus dem Schlaf hochschreckte, brannte ihre Kehle, und der Kopf schmerzte. Hatte sie einen Schrei gehört, ein Rufen? Während sie sich umständlich von dem Plaid befreite, hörte sie einen dumpfen Aufschlag.

»Ross!« Der Raum drehte sich, als sie aufsprang. Sie stieß einen Fluch aus, rannte ins Schlafzimmer und schrie nun selbst auf.

Er lag auf dem Boden neben dem Bett und krümmte sich. Eine Lache Erbrochenes, eine zweite aus wässrigem Exkrement, und in beiden sah sie das Blut.

»Oh Gott, Gott!« Sie eilte zu ihm, versuchte, ihn auf die Seite zu drehen – machte man das nicht so? Sie wusste es nicht genau, nicht sicher. Dann griff sie nach dem Telefon auf dem Nachtkästchen und wählte den Notruf.

»Ich brauche einen Krankenwagen. Ich brauche Hilfe. Gott!« Sie sprudelte die Adresse heraus. »Mein Mann, mein Mann. Er hat einen Anfall. Er hat total überhöhte Temperatur, er glüht vor Fieber. Er hat gebrochen. Und es ist Blut dabei.«

»Hilfe ist unterwegs, Ma'am.«

»Schnell. Bitte kommen Sie schnell.«